

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Zukunftstraum der Atlasse

(O. Gulbransson)



„Jeder soll die Stützpunkte erhalten, die er sich verdient hat!“

Il sogno avvenire degli Atlanti: "Ognuno deve ottenere le basi d' appoggio che s'è meritato!.."



„In meiner Jugend hätte ich mir gedacht: 'Schau-schau-schau!', heute denke ich nur: 'Sieh mal an!'“

“Da giovane evrei esclamato: Guarda, guarda, guarda! Adesso invece dico soltanto: Vedi un pò!„

Das Undramatische

Die letzten Briefe waren geschrieben, die Papiere beiseite gelegt. Lächelnd sah der Mann in die Mappe, auf der „eilig“ stand. Es war nicht mehr eilig. Jetzt saß er wohl zum letztenmal vor seinem großen Schreibtisch. Es war Schluß. Die Sache, der er diente, endete heute. Sie war eingestellt worden.

Er wußte, daß später dieses Ereignis, ein kleines Ereignis im Verlaufe der großen, in gedruckten Büchern stehen würde. Und so was ist eigentlich dramatisch, nimmt sich wenigstens dramatisch aus, wenn es schwarz auf weiß steht.

Um ihn herum ging es aber keineswegs dramatisch zu. Die Sekretärin war gegangen wie sonst. Vor dem Fenster stand das alte gotische Mauerwerk wie sonst, neben ihm war eine Trümmerstätte in den letzten Jahren hinzugekommen. An der rechten Zimmerwand stand der große Bücher-schrank, der lange im Atelier eines berühmten Künstlers mit der Marke eines Gerichtsvollziehers versehen gestanden hatte. Der Schreibtisch war mal auf einer großen Ausstellung gewesen, und der Stuhl, auf dem er jetzt saß, war der Sitzplatz eines bekannten Mannes, damals. Viele namhafte Leute hatten sich die Armele hier blankgerieben. An all das hatte er jahrelang nicht gedacht. Es

Nach dem Regen

Nebelstreifen sind geblieben
Über dem durchnähten Wald.
Bald hat sie der Wind vertrieben!

Leichte Winde, wie sie schweben!
Und die grüne, feuchte Frische,
Atemzartes Dunstgemische,
Ist durchblüht von goldenem Licht.

In dem Kiefelbach die Fische
Glänzen still und rühren sich nicht,
Nur die zuckende Libelle
Rührt sich und die schwarze Welle.

Georg Britting

war wirklich die richtige Umgebung für einen dramatischen Schluß, so einen mit Knalleffekt und bengalischer Beleuchtung, oder mit leiser Opernbauart bei langsam fallendem Vorhang. Der Mann saß und wartete auf so was. Es geschah nichts. Zwei Fliegen flogen um das Tintenfaß. Man konnte an sie keine Ansprache richten. Der Mann gab sich Mühe, etwas Abschließendes zu tun. Er nahm ein Papier und zog einen Strich; es sollte ein Abschlußstrich sein. Das wirkte gar nicht. Er hüstelte. Hüsteln ist auch keine imponante Schlußbemerkung. Historische Momente sind aus der Nähe besehen meist sehr banal, manchmal sogar lächerlich, das wußte er.

Der Mann nahm Hut und Mantel, der Mann machte sich zum Gehen auf. Ehe er aber die Tür schloß, wandte er sich noch einmal um und sagte in den leeren Raum hinein laut und freundlich „Guten Abend“. Die beiden Fliegen summtun hoch. Eine hatte ein dunkles Fleckchen auf dem Stuhl des berühmten Vorgängers hinterlassen.

Foltzick

Im Zuge der durch den totalen Krieg bedingten Konzentrationsmaßnahmen auf dem Gebiete der Presse stellt unsere Zeitschrift mit dem 13. September 1944 das Erscheinen für die Dauer des Krieges ein. Es werden dabei weitere Kräfte für die Wehrmacht und für die Rüstung frei.

Wir danken unseren Lesern und Freunden für die uns erwiesene langjährige Treue. Mit unsern zuversichtlichen Glauben an den Sieg verbinden wir die Hoffnung, unsere Zeitschrift nach dem Siege allen Beziehern wieder in gewohnter Weise liefern zu können.

Aus arbeitstechnischen Gründen hat die Reichs-pressekammer die Anweisung erteilt, daß eine Rückzahlung von zuviel gezahlten Bezugsgeldern möglichst unterbleiben soll. Der Verlag wird deshalb verpflichtet, diese Beträge an das Winterhilfswerk abzuführen. Bezieher, die mit dieser Regelung nicht einverstanden sind, müssen sich unter Vorlage der Zahlungsbelege bis zum 31. Oktober d. Js. wegen Rückvergütung an den Verlag wenden.

HERR IM HAUS

VON HANS BETHGE

In Indien stritt ein Vatar mit seinem Sohn darüber, wer im allgemeinen Herr im Hause sei, der Mann oder die Frau. Der Sohn meinte, das sei selbstverständlich der Mann, aber sein Vater war anderer Meinung. Da er seinen Sohn mit Worten nicht zu überzeugen vermochte, sprach er so zu ihm:

„Mache eine Reise durchs Land. Ich gebe dir hier einen Wagen mit zwei Pferden und hundert Hühner. In den Häusern, wo du findest, daß die Frau die Herrschaft hat, laß ein Huhn zurück. Wo du findest, daß der Mann herrscht, ein Pferd.“ Der Sohn tat, wie ihm geheiß, und unternahm seine Reise. Er war bald erstaunt darüber, wie sehr sich die Zahl seiner Hühner verminderte, während er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, eins der beiden Pferde zu verschenken. Er hatte längst begriffen, daß sein Vater recht hatte. Da, nachdem er bereits neunundneunzig Hühner verschenkt hatte, gelangte er an eine einsame Farm und stellte die gewohnte Frage, wer hier Herr im Hause sei.

„Ich natürlich!“, sagte der stattliche Mann mit lachender Miene.

„Beweise es“, sprach der Ankömmling. Der Farmer rief sein Weib herbei, und dieses bestätigte mit bescheidenen Worten, daß ihr Mann selbstverständlich Herr im Hause sei.

„Gut!“, sagte der Besucher befriedigt, „wähle dir eins meiner Pferde.“ Der Farmer betrachtete die beiden Tiere, dann sagte er:

„Geht mit den Braunen!“ Kaum aber hatte er dies geäußert, da faßte ihn seine Frau am Arm, zog ihn beiseite und sprach energisch auf ihn ein.

Darauf trat der Farmer wieder vor den Besucher hin und sagte:

„Nein, gebt mir lieber den Schimmel!“ „Nichts da!“ rief der Besucher entsetzt, „Ihr bekommt ein Huhn!“

Wart dem verdutzten Paar sein letztes Huhn entgegen und fuhr mit leerem Wagen nach Hause.



„Wir werden unsere Gegner im eigenen Saft schmoren lassen!“

EINE JAGDGESCHICHTE

VON KONRAD SEIFFERT

Jagdgeschichten erzähle ich recht ungenügend, lieber Herr. Man kann da gar nicht vorsichtig genug sein. Die Leser glauben oft nicht an das, was ihnen vorgezählt wird. Sie lächeln überlegen, weise und wissend und sind bereit, alles in die Rubrik „Jägerläuten!“ einzurorden. Und was an dieser Stelle steht, das soll ja eigentlich nur so ein fauler Zauber und Schwindel sein. Die Jäger aber unter den Lesern glauben, man halte sie zum Narren. Sie weisen einem dazu noch Fehler nach. Ich hat mal ein Jägermann mit einem geschriebenen, ich verstehe überhaupt nichts vom edlen Wildwerk. Weil ich das Gebell eines Hundes eben als Gebell bezeichnet hatte. In Wirklichkeit bellt ein Hund nicht, sondern er läutet, wahrhaftig. Sie können es glauben!

Dieses Hundegläul erinnert mich an ein Erlebnis, das ich mit Ramon hatte. Ich will es Ihnen erzählen. Ramon, das hier ist doch eine Jagdgeschichte.

Also: Ramon und ich, wir lernten in San Juan einen Deutschen kennen, der Armin Blas hieß, der schlecht reiten konnte, der lange Zeit in Spanien gelebt hatte und ein grandioses Kastilisch sprach, das mehr aufrecht einwandeltend, und der ein Jäger war.

Er wollte Reiherfedern sammeln und dadurch reich werden. Man kann Reiherfedern sammeln. Man kann dadurch reich werden. Bestimmt. Ich habe viele Reiherfedern in den Händen gehabt. Ich bin nicht reich geworden. Ich kenne viele Reiherfedersammler. Ich kenne keinen einzigen, der das Geld, das er in die Finger bekommt, behalten und nutzbringend angelegt hätte. Ach, die Sache mit den Reiherfedern und dem Geld, das man dafür bekommt, ist eine recht eigenartige Angelegenheit, wahrhaftig, lieber Herr.

Ramon und ich waren mit dem Vorschlag, den wir Herr Armin Blas machte, einverstanden. Wir zogen von San Juan los, nach Norden, in ein Gebiet, das von Reihern wimmelte. Die Jahreszeit war günstig. Hatten wir Glück, dann kehrten wir mit reichlicher Beute heim.

Wir kamen schnell vorwärts. Herr Blas biß die Zähne zusammen beim Reiten. Ach, es ging besser, als ich geglaubt hatte.

Wir erreichten bald die Hacienda unseres Bekannten Diego Prado. Sie lag auf einer hohen Barranca am Südufer eines Nebenflosses des Paraná. Im Norden dehnte sich unüberschaubare Buschwildnis aus, verfilztes Gestrüpp mit Bauminseln, mit Übermannshohem Gras- und Staudenwuchs, aus dem sich gespenstisch, gelblich, vielfach gewunden oder gekrümmt die erstorbenen Stämme ehemals mächtiger Bäume erhoben.

Hier lag ein Paradies der großen Vögel. Aber hier gab es vor allem Moskitoen, denn es waren Wasserlärpfe und Sumpfskorpionen vorhanden. Hier hausten Tapire, Gürteltiere, Sumpfrische und andere Wildarten. Herr Blas horchte Pekaris und andere Wildarten. Herr Blas horchte auf, als wir uns darüber unterhielten. Und es wurde beschlossen, zuerst einmal eine kleine Jagd auf Pekaris zu veranstalten.

Kennen Sie die Pekaris, lieber Herr? Pekaris sind amerikanische Wildschweine. Sie sehen reichlich struppig aus, haben gefährliche Hauer, treten oft in Herden auf und scheuen sich zuweilen nicht, Menschen anzugreifen. Jawohl, sie können recht gefährlich werden.

Ein bißchen Gefahr schadet nichts. Darüber waren wir uns einig. Wir fuhren dann an einem Morgen im Boot über den Fluß, nahmen als Führer durch die Wildnis den Indio Manuelo mit, dazu noch fünf Hunde, die, wie Diego versicherte, vor den Pekaris nicht aussarren.

Der Fluß war seicht und breit. Wir erreichten das andere Ufer. Von dort aus führten die Spuren vieler Tiere in das Gestrüpp, vor allem die Spuren von Pekaris.

Unter Führung von Manuelo tappten wir, einer hinter dem andern, in die Pflanzenwildnis hinein. Wir wollten eine Bauminsel erreichen, die sich etwa hundert Meter vor uns erhob.

Es stank entsetzlich nach Schwein und nach anderen Dingen in dem verfaulenden Dickicht. Kein Wind wehte. In der feuchten Hitze fingen wir an

zu kochen. Ramon begann zu fluchen. Die Hunde blieben zurück, das sicherste Zeichen dafür, daß Pekaris in der Nähe waren. Manuelo warnte. Herr Blas hielt sich sehr aufrecht und seine Büchse schuberte!

Kurz vor der Baumgruppe weitete sich der bis jetzt schmale Fluß zu einer Art Lichtung. Hinter uns heulten die Hunde. Rechts von uns raschelte, knackte, rumorte, grunzte es im Gebüsch: Pekaris. Manuelo rief: „Aufpassen!“

Ach, es gab da nicht viel aufzuspüren. Ich sah nur um eine kleine Pekariherde aus, um, über dem die Sonne flirrte und die kleine Lichtung, die fast weiß im grellen Licht des Vormittags lag.

Wir blieben stehen, die Büchsen in der Hand. Ramon meinte: „Ist die Herde groß, dann werden wir erledigt, ehe wir zweimal geschossen haben!“ Manuelo und Diego behaupteten darauf, es könne sich nur um eine kleine Pekariherde handeln. Das wollten sie aus den Geräuschen hören, die sich jetzt der Lichtung näherten. Ramon lachte. Herr Blas war auf alles gefaßt. Er gab eine prächtige Figur ab, jawohl.

Nichts geschah. Der Schweiß ran mir zwischen den Schulterblättern den Rücken hinunter. Die Stuchsen aller Arten und Größen wurden immer aufdringlicher. Das Getöse im Busch schien sich von uns zu entfernen.

Manuelo ging langsam weiter. Wir folgten ihm. Wir kamen an den Rand der Lichtung. Wir blieben wieder stehen. Denn schräg uns gegenüber schob sich jetzt die Köpfe und die zottigen Leiber von zwanzig, dreißig Pekaris aus dem Gebüsch. Ach, sie hatten uns längst gesehen und starrten uns an. Alle. Es stank entsetzlich.

„Na also!“ rief Ramon, „Zum Aussuchen! Das gibt ein Schweineschlachten!“

Herr Blas sah den Ramon vorwurfsvoll an. „Wir sind doch hier auf der Jagd!“ sagte er so laut, daß die Hunde unwillig grunzten und sich weiter aus dem Busch schoben.

Ich war mir nicht klar darüber, was Herr Blas damit meinte. Und auch Ramon sah verblüfft zu ihm hin. Er knurrte. Er hob die Büchse.

Das tat auch Herr Blas. Zwei Schüsse fielen zur gleichen Zeit. Aber nur ein Pekari, ein starker Keiler, wurde getroffen. Er schrie, als ob er am Spieß stecke, hob den Rüssel hoch, tat so, als wolle er sich auf uns stürzen, knickte dabei aber mit den Vorderfüßen zusammen, bohrte seine Hauer ins Gras und blieb am Rand der Lichtung liegen.

Manuelo, Diego und ich kamen nicht zum Schuß.

LEKTÜRE

Du hast in die verdiente Sonntagsruh
Den neuesten Roman dir mitgenommen,
Da du zum Lesen leider nicht gekommen
Die Woche lang. Nun also sitztst du
Als Wochenender unter grüner Haube
Und denkst, du seist zu Gast bei Horaz
Und träumst dich göttergleich im Lorbeerlaube,
Wo selbst ein Römer seine Stadt verpaßt
Im Schatten der feinsten Trauben und Zitronen ...

Doch du darfst nur im Wildweid durstig thronen
Und nippen von papieren Sensationen ...
Bis eine Biene dich ins Leben rufet
Mit ihrem Summen, schwer vom Tau der Rosen,
Und deine Trägheit aufwacht von dem losen
Geflüter bunter Flügel und vom Kosen
Verliebten Tanzes durch die Sommerluft.

Nun lege einen Gashalm in die Seiten
Und weg das Buch! ... Der Mittag atmet scharf,
Will dir das Duft und Licht eñ Fest bereiten,
Dein Herzschlag schwingt empor in blaue Weiten,
Und heute liest du keine Zeile mehr!

Rainer Prevot

Die Pekaris waren wie weggeblasen. Wir hörten, wie sie durch das Gestrüpp brachen und in der Richtung zur Baumgruppe hin verschwanden.

Dafür aber erschienen unsere Hunde. Jaulend und hechelnd jagten sie an uns vorbei und auf den tötlichen Keiler zu. Sie bissen ihn in die Ohren und ins Hinterteil, rissen ihm Borsten aus, umsprangen ihn, als seien sie toll geworden.

Wir gingen hin. Herr Blas lud seine Büchse, lehnte sie an den Kopf des Pekaris, sah sich stolz um in der Runde und schien auf etwas zu warten. Ramon jagte die Hunde weg: „Jetzt bellten sie wie blödsinnig. Aber vorher haben wir keinen Schwanz gesehen von den Feiglingen!“ Und hier sagte nun Herr Blas: „Sie bellten nicht! Sie läuten!“

Sie werden zugeben müssen, lieber Herr, daß dies eine recht eigenartige Rede war. Wir vier, Ramon, Manuelo, Diego und ich, wir waren wahrhaftig etwas überrascht.

Herr Blas aber sah unser Erstaunen nicht. Mit der Miene des Siegers sagte er: Ich habe den Buschen getroffen!“ Er wies auf ein paar Blütpfirschen hin, die hinter dem Ohr des Keilers aus dem Borstenwald hervorstickten. Ramon, nein, Ramon dachte gar nicht daran, dem Herrn Blas die Leute zu zeigen.

Der glückliche Schütze nahm nun seinen Hut vom Kopf, brach einen Zweig von einem dornigen Strauch ab, strich damit über das hinter dem Ohr des getroffenen Keilers hervorströmende Blut, und nun geschah etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte: der Keiler erhob sich auf quiekend, fuhr im Halbkreis herum und uns durch die Beine und jagte im Schweinsgalopp der nahen Baumgruppe zu, in der er verschwand. Ramon gab einen Schuß auf ihn ab. Aber der traf nicht. Die Hunde zogen winselnd davon. Diego machte ihnen durch Zurufe Mut, und sie entschlossen sich dann, sich den verschwundenen Keiler zu suchen.

Das ist nichts Alltagsüberrassendes. Sie haben ganz recht. Schlimm war hier nur, daß der Keiler die Büchse des Herrn Blas mitgenommen hatte.

Sie lehnte vorhin an seinem Kopf. Als das Tier aufsprang, kam sein Kopf zwischen Laub und Riemern. Und da zog es eben mit der Büchse ab. Auch schon den verschwundenen Keiler, vielleicht sagen, aber warten Sie ab, lieber Herr!

Wir standen noch reichlich überrascht am Rand der Lichtung, da erhob sich drüben in der Baumgruppe ein mächtiges Getöse. Der Keiler grunzte und quiekte. Die Hunde läuteten heiser. Und dann fiel ein Schuß. Danach wurde es stiller.

Es war selbstverständlich, daß wir schnell hinüberliefen zu den Bäumen. Zwei Hunde kamen uns entgegen. Zwei? Jawohl, nur zwei. Fünf hatten wir mitgenommen. Drei lagen tot unter den Bäumen. Der Keiler hatte sie erschossen. Mit der Büchse des Herrn Blas, die ihm am Hals hing. Mit einem Schuß, wahrhaftig. Sie können es glauben.

Der Keiler war verschwunden. Wir sahen ihn nicht mehr. Seine Büchse bekam Herr Blas wieder. Sie lag auf dem zerwühlten Erdboden unter den Bäumen. Er hob sie auf und sah sie sich lange und nachdenklich an.

Dann nahm er seinen Hut ab, entfernte von ihm den blutigen Dornenzweig, den er sich trotz des Durcheinanders vorhin angesteckt hatte, und sagte: „Ich muß mich schämen. So etwas ist mir noch nie passiert!“ Und dabei wurde er wirklich ganz rot im Gesicht. Ramon lachte. Ich blieb sehr still.

Die beiden Hunde rasten plötzlich laut aufhuldigend davon. Über die Lichtung wechselten in gemächlichem Zuckelrath drei Pekaris. „Auf! Auf!“ rief da der Ramon, „Die Jagd geht weiter! Die Hunde läuten schon!“

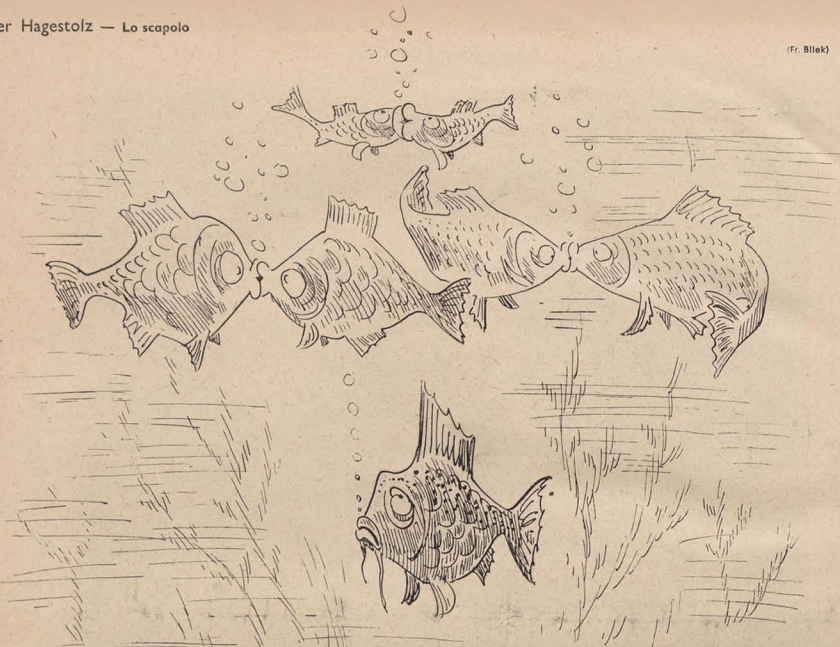
Dabei schoß er. Und er traf. Ein Pekari blieb mitten auf der Lichtung liegen. Nein, das Tier wurde nicht wieder lebendig. Manuelo schmit es auseinander. Am Abend gab es Schweineschnitten. Aber der Braten war so stark gewürzt, daß wir nicht merken, was wir aßen. Ich mußte dabei ständig an den Filzfuß denken, den der Herr Blas trug. Was ich Ihnen nicht wünsche, lieber Herr!

England marschiert

(E. Thöny)



„Mit Euch, meine Freunde, komme ich weit, wenigstens bis Moskau!“



DER FUSSABSTREIFER

VON HEINZ SCHARFF

Ich pflege meine Geschichten aus dem Leben zu schöpfen. Dabei macht mir das Leben heute manchmal Strich durch dieselben. So mitten im schönsten Geschehen durch diese: Ich kaufte einen Fußabstreifer. Aus Kokosfasern. Und legte ihn vor die Tür. Am andern Tag war er nicht mehr da. Er hatte sich verflüchtigt. Es war eben kein bodenständiges Fabrikat.

Verärgert kaufte ich einen neuen und legte ihn vor die Tür. Zwei Tage darauf war auch er verschwunden.

Das war denn doch ein starkes Stück. Im Hause waren die Diebe sicher nicht zu suchen, da lebte nur ein Operettenkomponist im zweiten Stock, der ansonsten nicht nach Noten stahl. Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die Tasche zu greifen und einen neuen Fußabstreifer zu kaufen. Zum Glück befand sich in meinem Besitz eine schöne Nickelkette, da dazu gehörende Fahrrad hatte sich schon längst in seine Bestandteile aufgelöst, an diese Kette kettelte ich ihn kunstgerecht an. Es dauerte keine Woche, war die Kette weg, samt der Kokosmatte. Vielleicht hatte es der Dieb gar nicht auf diese abgesehen, sondern er wollte seiner Liebsten aus der Kette ein Armband machen lassen, Nickelschmuck ist derzeit sehr beliebt, jedoch der Fußabstreifer war zu genial an ihr befestigt gewesen, daß er wohl oder übel mitgeklaubt werden mußte. Zähneknirschend mußte ich also einen neuen kaufen.

Nun aber legte ich ihn nicht vor die Tür, ohne mich gleichzeitig selbst dahinter auf die Lauer zu legen. Ich stellte mir einen Lehnstuhl auf den Flur hinaus, ein schönes geblumtes Möbel, in dem schon mein Großvater manchen Nickerchen zu tun pflegte, und setzte mich darin mit einer Schrotflinte auf den Anstand. Als alter Schrotzünsler bin ich gefürchtet, besonders von den Treibern. So saß ich Stunde um Stunde und spitzte die Ohren ob sich niemand auf leisen Sohlen nahte? Aber die Diebe hatten offenbar Lunte gerochen oder sie hatten gerade Betriebsferien. Schließlich übermannte mich die Müdigkeit und ich nickte auf fünf Minuten ein. Als ich aufwachte, da — nein, Sie irren — da war der Abstreifer noch immer da. Das Kreuz schmerzte mich und die Flinte hatte ich im Schlaf auf mein Hühnerauge aufgesetzt, was die betroffene Zehe krumm nahm. Trotzdem schlief ich nach kurzer Zeit abermals ein.

Mir träumte, ich läge auf einem Abstreifer, den mir jemand unter dem Podex wegziehen wollte, doch es gelang ihm nicht. Wohl aber gelang es jemandem mit dem Abstreifer draußen vor der Tür, der inzwischen abhanden gekommen war. Jetzt aber wurde mir die Geschichte zu bunt. Fluchend kaufte ich einen neuen. Diesmal nagelte ich ihn am Boden fest. Mit langen Drahtstiften. Als ich meine Schuhe abstreifen wollte, riß mir ein Nagel die Sohle weg. Das war um so unan-

genehmer, als mein Schuster gerade die Annahme von Reparaturen auf drei Monate gesperrt hatte. Ich zwang mich in meine Sandalen und entfernte die Nägel wieder. Oh, hätte ich auch den Abstreifer entfernt. So besorgte das wiederum der anonyme Interessent, der offenbar einen schwingelhaften Handel mit Fußabstreifern betrieb.

Nun überlegte ich es mir gründlich, ob ich noch einmal einen neuen kaufen sollte? Ich konnte doch nicht mein ganzes erspartes Geld dauernd zur Tür hinauswerfen. Aber ein gepflegter Haushalt bedarf eines Fußabstreifers und so entschloß ich mich trotz der gemachten Erfahrungen zu einem letzten Kauf.

Doch jetzt erfolgte jener Strich des Lebens, den ich in meiner Einführung angedeutet habe. Denn ich bekam Folgendes zu hören.

„Herr, Sie haben nun schon fünf Kokosfußabstreifer für Ihre Humoreske verschlissen und wollen jetzt noch einen sechsten erstehen, in einer Zeit, wo der gewöhnliche Sterbliche überhaupt keinen zu kaufen bekommt. Nun aber Schluß!“

Verdutzt ließ ich die Feder sinken. Da saß ich mit meiner Geschichte, die sicher eine nette Pointe ergeben hätte, die ich dem Leser nun für spätere Zeiten schuldig bleiben muß. Denn ich möchte nicht, daß es heißt, daß ich mich in meinen Erzählungen über den Leser lustig mache. Dazu sind die Zeiten viel zu ernst.

Gespenserschlacht

(O. Nückel)



La battaglia degli spettri

DAS LUDER

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Aus dem „Lesebuch für die alpenländischen Volksschulen“ ist mir eine Geschichte im Gedächtnis haften geblieben, die mit der törichten Einleitung beginnt. „Als Ferdinand zur Schule kommen sollte, gaben ihn seine Eltern zu Verwandten in das Städtchen. Diese bekümmerten sich aber nur wenig um den Knaben. So verliebte er eine freudlose Jugend.“ Jene Ansicht des Verfassers ist — juristisch gesprochen — „abwegig“. Der Autor mag wohl selbst als Kind nicht im Bankkreis erziehungsberechtigter Anwesenheit gestanden haben — nur so läßt sich sein Trugschluß erklären, daß pädagogische Beschämtheit und Jugendtadel gerade proportional wären.

Das Gegenteil trifft bisweilen eher zu, eine Behauptung, die freilich auch in dieser allgemeinen und vorsichtigen Form des Beweises bedarf.

Ich will von Leopold sprechen. Leopold teilte mit mir durch etliche Jahre die Bank einer jener

Volksschulen, für welche das oben zitierte Lesebuch bestimmt war.

Auch Leopold genoß nicht den elterlichen Hort, er wuchs — wie der freudlose Ferdinand — durch die Entfernung von Wohn- und Schulort bedingt, bei Onkel und Tante auf.

„Diese bekümmerten sich aber nur wenig um den Knaben“ und solange war es gut. Erst als sie sich zu einer umfassenden und langandauernden pädagogischen Aktion entschlossen oder besser: als sie durch die Macht der Verhältnisse — welcher, wird noch im einzelnen darzulegen sein — dazu gezwungen wurden, geriet das bis dahin geradlinige Weltbild Leopolds in die Verzerrung früher Zweifel.

Aus unserem Schulhof führte durch mehrere Gebäude ein langer, dunkler Gang, ein sogenanntes „Durchhaus“, zur nächsten Seitengasse. Dieses Durchhaus bildete die wichtigste Operationsbasis

für ungezählte „Räuber- und Schanti“-Schlachten. Sogar die 10-Uhr-Pause konnten gewiegte Räuber und Gendarmen zu einigen raschen Kampfhandlungen ausnutzen, sofern es ihnen gelang, aus dem runden Pausen-Sträfingarrick, der schulordnungsgemäß paarweise und im Uhrzeigersinn zu erfolgen hatte, in der dunklen Ecke zu brechen. Nun handelte es sich aber bei diesem Durchhaus, wie mehrere Anschläge besagten, um eine Passage, die „dermalen freiwillig gestatteter“ war. So konnte es nicht ausbleiben, daß da und dann auch Nichtkombatanten zwischendrin die Linien garieten und in die Hände verwickelt wurden. Leopold, von je „Schanti“, wollte sich eben aus der dunklen Nische, in der er listig lauerie, auf den scheu schleichenden Räuber stürzen, da schob sich hemmend eine gewaltige neutrale Macht zwischen den Arm der Gerechtigkeit und dessen Opfer.

Der kleine Gendarm prallte mit Gesicht und Kopf gegen die Schenkel der festen Frauerson. Schreck und Wut übermannten ihn so, daß er den feindlichen Block zu rammen trachtete. Da dies natürlich nicht gelang, der Räuber wohl auch, Dunkelheit und Verwirrung nützend, zu entkommen drohte, rief Leopold in ohnmächtiger Zorn: „Fahr ab, du Luder!“

Nun ist „Luder“ von der Warte eines gesitteten Sprachgebrauches betrachtet gewiß ein unschickliches, ja verdammenwertes Wort, in den „Räuber- und Schanti“-Kreisen aber bedeutet es nur Kleingeld täglicher Umgangssprache, auf einer Stufe etwa stehend mit dem fast formelhaft gewordenen „Alf“ oder „Tapp“, wobei allerdings die Nuance bemerkenswert bleibt, daß „Luder“ unbewußt fast ausschließlich für Feminina verwendet wird.

Der gerämten Frau mochten diese — sprechen wir wissenschaftlich — etymologischen Imponabilitäten verborgen bleiben, sie fühlte nur erstens sich in ihrem dermalen freiwillig gestatteten Benutzungsrecht behindert, ferner vom Überfall aus der Nische erschreckt und obendrein noch durch ein keckes Schimpfwort beleidigt.

Sie griff sich entschlossen Leopold, und ihrer resoluten Art ist es zuzutrauen, daß selbst das Wissen, sie nehme in diesem einen, wenn auch nur Spiel-Gendarm Fall, keinerlei Einfluß auf ihre Selbsthilfe genommen hätte.

Die Räuber natürlich, aber auch — das ist peinlich zu sagen — die „Schanti-Kollegen“ huschten ins Dunkle und reiheten sich alsbald unbemerkt dem mit schleifenden Schritten schlüpfenden Pausenrundgang ein.

Dann betrat die Frau den Hof. Mit starker Hand hielt sie Leopold im Nacken an der Jacke. Der Tatbestand einer Festnahme mußte aller Welt offenbar sein.

„Jul!“ raunte es aus den Reihen, welche Kundgebung aber rasch vom aufsichtabenden Herrn des Leibkörpers unterdrückt wurde.

Delinquent und Partei — es ist ja wohl klar, daß mit dem Betreten des Schulgebüdes die Frau zur beschwerdeführenden Partei wurde — wies man in das Besprechungszimmer, welches im Schmuck staubiger Blattpflanzen an das Büro einer Bestatigungsanstalt danken ließ.

„Luder“, ätzte Leopolds Klassenlehrer und schloß vor diesem Abgrund jugendlicher Verderbtheit schaudernd die Augen.

„Es ist nicht wegen mir“, erklärte die Dame, „wegen“ ohne Sorgfalt dem dritten Falle verbindend, wodurch dem Schulmann ein zweiter, freilich gewissermaßen anders gearteter Stich versetzt wurde. „Es ist wegen — weil man halt überhaupt den Kindern das nicht angehen lassen soll, so eine Keckheit, wo sie so von Jahr zu Jahr frecher werden, daß sich unserns zum Schluß überhaupt nicht mehr auf die Straße trauen dürft, da muß —“

„Ein Exempel statuiert werden“, zitierte der Lehrer geläufig den Spruch Nr. 381 aus dem „Goldenen Spruchbuch der Pädagogik“. Die Gekränkte nickte beifällig mit Haupt und Busen.

„Und zwar, gnädige Frau, (die „gnädige Frau“ hätte sehr vornehmende Wirkung) will ich es nicht mit einer disziplinarischen Ahndung des Falles seitens der Schule bewenden lassen, sondern auch das Elternhaus zur erzieherischen Unterstützung heranziehen. Ich werde sofort durch den Schuldienerr Herrn Riederer, den Onkel dieses Schülers, als Verantwortlichen heraufbitten. Herr Riederer wird gewiß das Nötige veranlassen und Ihnen, gnädige Frau, die gebührende Genugtuung



(A. Kubin)



„Heda, Fräulein, wie kommen denn Sie auf mein' Apfelbaum?“ — „Weiß auch nicht, liebe Frau, wollte auf die Zugspitze und hab' mich wohl 'n bißchen verstiegen!“

Prefesto: „Ehi là, signorina, come mai salite sul mio melo?.. — “Non so nemmeno io, cara signora; volevo salire sulla Zugspitze e mi sono certo un pò sbagliata!..“

Mildernde Umstände

(Kurt Heiligenstedt)



„Wegen der paar Striche läßt du mich stundenlang Akt stehen!“ — „Ach — ich erwartete einen vom Finanzamt!“

Circostanze attenuanti: „Per queste poche pennellate mi fai stare qui nuda per tante ore!.. — „Ah, sai, attendevo uno della Finanza!..“



„Wat is, Lotte — immer feste druff!“ — „Ach, Emil, 'n Kissen, auf dem man so schön jeträumt hat —!“

„Che hai, Carlotta? . . . Giu, forza, sbatti! . . .“ — „Ah, Emilio, un cuscino, sul quale . . . si son fotti tanti bei sogni! . . .“

verschaffen. — Ich bitte um ein paar Minuten Geduld, Herr Riederer hat sein Unternehmen unmittelbar unserer Anstalt gegenüber — visavis, verbesserte sich weltmännisch der Pädagoge. „Von der Feinkosthandlung!“ fragte die Dame interessiert und erhielt ihre Vermutung bestätigt. P — der Onkel Pepi, dachte sich Leopold erleichtert, da werden die sich schön schneiden. Der scherzt sich doch nicht um die Schulf, dem wird das ganz wurscht sein, wenn er überhaupt kommt.

Er kam. Pepi kam, sah und fühlte sich beslegt. Er wußte nicht, sollte er der fülligen Figur, den wohlgefühten Hüften oder den kraftvollen Armen den Vorzug geben oder waren es die einprägsam ausgeprägten Formen, die ihn bezauberten? Onkel Pepi, von Beruf zwar Feinkosthändler, „Charakterist“ dazumals, hielt es auf diesem Gebiet jedoch mit einem ausgesprochen unpraktischen Geschmack. Trunken schwoifte sein Auge und die Schnurrbartenden, die ohnedies wie Spantfischschwänzchen lebensgenießeriische Schnörkel machten, schienen sich noch kecker zu ringeln. Fräulein Wetti hielt der Assentierung durch Onkel Pepis kundige Blicke im Vollgefühl ihrer — natürlich nicht wörtlich — unantastbaren Positionen gelassen stand.

Dann aber umfloss sich ihre liebigen Augen, sie horz gar ein rührend-kleines Taschentüchlein hervor, Tränen perlten, so daß der Lehrer verlegen auf eine Wandtafel starrte, welche den Gemeinen Wiederhoh im Hochzeitskleid zeigte.

„Und so freut gleich eben jeder sein zu können“, stammelte Wetti unter weinerlichem Schnupfen, „wenn er merkt, eine schützlose Frau vor sich zu haben.“

Schutzlos ist eine uralte Masche — ihr möchte wetten, schon aus der Edda belegbar. Aber so

wie ungezählte Generationen Fliegen immer wieder auf unsere simplen Fliegenstreifen hereinfallen, ebenso gingen und gehen ungezählte Generationen von Männern auf den nicht einmal gesetzlich geschützten „Schutzlos-Leim“. „Bewahren Sie Fassung, verehrtes Fräulein!“ rief Pepi mit solchem Pathos in der Stimme, wie er

es sonst nur zur Anpreisung der wirklich allererstklassigsten Schinkenqualität benutzt: „Sie sollen sich nicht schutzlos fühlen, sondern von mir jede Art von Genugtuung erhalten für diese unerhörte Frechheit —“ und im gleichen Augenblick fühlte sich Leopold amorgensissen, und ehe er noch recht zum Staunen kam, brannete bereits sein Hinterer wie eine elektrische Platte, die die Köchin über Nacht auszuschalten vergaß. Es waren Prügel von elementarer Gewalt, geradezu Reklameprügel für die Kräfte Onkel Pepis vor Weltlich allmählich trocken werdenden Äuglein, Prügel, die über den körperlichen Mißstand hinaus gewässermaßen Leopolds sportliche Anteilnahme erregten.

Aber diese Art der Genugtuung war natürlich noch nicht jede Art der Genugtuung, von welcher Onkel Pepi doch ausdrücklich gesprochen hatte. Die — wenn ich so sagen darf — „totale Genugtuung“ ließ sich verständlicherweise nicht von heute auf morgen besterstelligen.

Sie dauerte — ach, nun dauerte sie wohl schon vier Wochen oder sechs, als Leopold, der noch immer mit hochachtungsvoller Scheu den unberechenbaren Erziehungsberechtigten betrachtete, einen vermutlich bloß als Selbstgespräch gedachten Ausruf Tante Bertas vernahm.

Tante Berta stand am Fenster und rief plötzlich also: „Das ist doch das Luder und da hat die Person noch die Schamlosigkeit, hier vorbeizudefilieren!“

Leopold hielt es nicht rückwärts in seinem engen Lemputz. Er mußte einfach sehen, wenn als Luder zu bezeichnen gestattet war.

Als er die „Vorbedefilierende“ erkannte, weiteten sich seine Augen angstvoll.

„Tante Berta“, riet er, „das darf man nicht sagen. Zu der hab' ich auch einmal Luder g'sagt und dann hat mich der Onkel so durchg'prügelt — in der Schulf — wie ich noch nie Prügel g'kriegt hab' —“

„In der Schule — dieser Skandal — und wegen dieser schamlosen Person sich noch an dem armen, unschuldigen Kind zu vergreifen —“

Tante Berta brach in Schluchzen aus. Aber auch auf Leopold verfehlte die Bekümmernis der Tante im Verein mit dem „armen unschuldigen Kind“ nicht die Wirkung. Er heulte ebenfalls, und seine Tränen konnten erst durch eine große Schachtel Schokolade-Bonbons einigermaßen getrocknet werden.

Unberührt von solchen hübschen Wechselfällen hielt die totale Genugtuung an.

Die Zeit verrann. Das Frühjahr kam. Nicht nur am atmosphärischen Himmel ballten sich die Wolken nahender Gewitter.

Eines lauen Maiahenabends trat plötzlich Onkel Pepi — die Tante handbarte in der Küche — an das Lemputz Leopolds.

„Wart schon draußen auf der Wiesen bei den Ringelspielen?“

Leopold verneinte ungläubig.

Da fischte der Onkel ein Fünf-Mark-Stück heraus. „Na — gehst einmal, is' a Hetz!“ schlug er leutselig vor. „Und das andere, das in der Schulf damals, walßt schon, darüß wollen wir nicht mehr sprechen. Das ist vorbei!“ erklärte Pepi felerlich und kringelte den arm in Verfall geratene Schnurrbart wieder auf Optimismus. Und dann hieb er mit mächtiger Pranke dem Erziehungs- und Pflegebefohlenen auf die Schulter, daß jener eingeknickt weher Erinnerungen zusammenzuckte, und gestand: „Recht hat damals g'habt, Lausbua, sie is wirklich a Luder!“

... und hier endet der Simplissimus — vorläufig. Eine Tür fällt ins Schloß. Hinter ihr liegt ein halbes Jahrhundert geschliffener Zeichenkunst und blankpollerter Worte. Das gehört der europäischen Kulturgeschichte an. Nicht immer ist der Simplissimus artig gewesen, aber stets gehorsam dem Appell zur Qualität, soweit dieser Ruf im Geschrei des Marktes hörbar war. Wie alle anderen muß er jetzt in den Krieg. Wann sich die Türe wieder öffnet, liegt in den Händen der Mächtigen. Wir hoffen, daß es bald geschieht. Bis dahin ruhen wir unseren Freunden zu: „Auf Wiedersehen!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich lernte ein Mädchen kennen.

Martha hieß sie und war aus Meiblen.

In der ersten verlegenen Verliebtheit griff ich nach ihrer Hand.

„Wie eiskalt ist dein Händchen“, sagte ich, um etwas zu sagen.

Martha, emthafte:

„Das ist noch gar nichts — wenn Sie erst meine Füße angreifen möchten —“ Rösler



„Ich verstehe nicht, Jonny, warum sie so schreit, wir wollen sie doch nur befreien!“

I liberatori di Marianna: "Non capisco, Jonni, perchè mai ella gridi così; noi non vogliamo altro che liberarla!.."